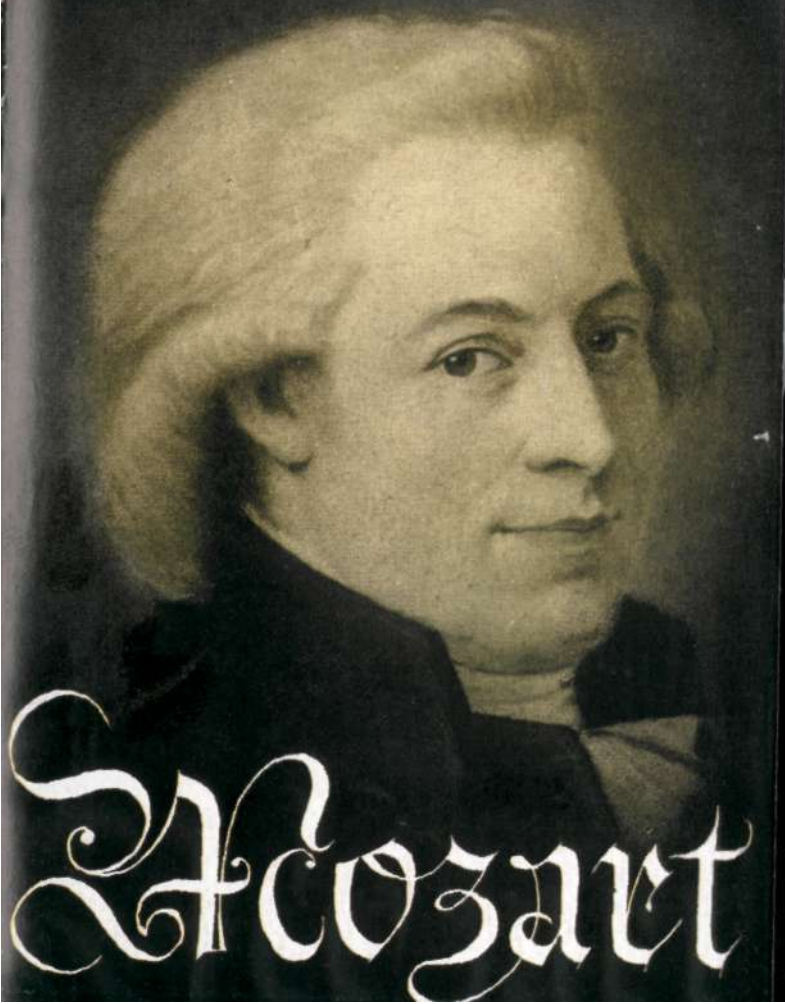


LUX-LESEBOKEN 12





Sanftes Entzücken, &



Himmliche Lust





KLEINE BIBLIOTHEK DES WISSENS
LUX-LESEBOGEN
NATUR- UND KULTURKUNDLICHE HEFTE

OTTO ZIERER

MOZART

GLÜCK UND TRAGIK
EINES
KÜNSTLERLEBENS

VERLAG SEBASTIAN LUX
MURNAU • MÜNCHEN • INNSBRUCK • ÖLTEN

WIEN, IM JULI DES JAHRES 1791

In der alten Rauhensteingasse zu Wien, eine Treppe hoch in einem ^Ader windschiefen Häuser, saß ein schmaler und bleicher Mann von ungefähr 35 Jahren im Hauptzimmer der ärmlichen Wohnung. Ein großer Flügel nahm fast die Hälfte des kahlen Raumes ein. Der Wandschmuck bestand aus einigen Geigen, die man kreuz und quer aufgehängt hatte, während der Boden des Zimmers mit einem Wust von Musikalien bedeckt war. Der schwächliche Mann, dessen puderbestäubte Frisur etwas verwirrt aussah und der noch nicht dazu gekommen war, an diesem Morgen Toilette zu machen, dieser kleine, verzweifelt seufzende Mensch kauerte auf dem Klavierschemel, tauchte den Gänsekiel in das Tintenfaß und setzte das angefangene Schreiben fort. „Lieber Freund Puchberg“, malte er mit fuseligen Schriftzügen, „ich bin wieder einmal in einer Lage, die ich meinem ärgsten Feind nicht wünsche, und wenn Sie mich verlassen, so bin ich unglücklicher- und unschuldigerweise samt meiner armen, kranken Frau und den Kindern verloren!“

Er las die wenigen Zeilen noch einmal durch, Tränen des Mitleids mit seinem eigenen harten Los traten ihm in die wundervollen großen Kinderaugen, und er setzte die Feder abermals an. „Wolfgang Amadeus Mozart“ schrieb er unter den Brief und dazu den Titel: „Kaiserlich-Königlicher Kammerkompositeur.“

Ehe Mozart aber den fertigen Brief versiegelte, erfaßte ihn noch einmal der ganze Jammer seines gegenwärtigen Geschicks. Sein Lebensschifflein war nahe daran, völlig zu stranden. Was half aller innerer Reichtum, dessen er gewiß war, wenn das leidige tägliche Essen, die Sorge um die kleine Familie und der Widerstand der Zeitgenossen den Genius nicht emportauchen ließen, ihm die Atemluft nicht gönnten und ihn zwangen, um des Leibes Notdurft sich aufzureiben?

Seit er sich von dem zweifachen Joch der Salzburger Residenz und des gestrengen Vaters Leopold losgemacht hatte, also seit rund zehn Jahren, hatte ihn das Schicksal recht unsanft angefaßt, aber war ihm dieses Schicksal überhaupt je einmal freundlich begegnet?

Mozart legte den grauen Federkiel zurück auf das Schreibgefaß und blickte sich in dem kahlen und unordentlichen Zimmer um, als suche er einen Ausweg, eine rettende Pforte, die den Weg in jene goldene Freiheit wies, wo endlich all sein künstlerisches Übermaß sich entfesseln und verströmen könnte. Aber wohin er schaute, sah er nur die Spuren von Konstanzes Unvermögen, einen Haushalt zu führen. Da lagen noch die teuren Seidenschleifen vom Ballkleid seiner Frau, so wie sie die Kostbarkeiten hingeworfen hatte, nachdem sie ein einziges Mal getragen waren. Vom Nebenraum hörte man das Weinen des Säuglings und die beschwichtigende Stimme seines Ältesten, Karl, der mit seinen sechs Jahren bereits die Stelle einer Kindsmagd versah. Konstanze war all den häuslichen Sorgen entflohen, irgendwohin, wo ihr die Sonne freundlicher schien.

Als Mozart daran dachte, daß er der Frau, die er so sehr liebte, nicht all das bieten konnte, was sie sich an seiner Seite erhofft hatte, da überkam ihn erneut die ganze Bitternis seines Schicksals. In all seinem zermürbenden Auf und Ab stand ihm das bisherige so kurze Leben mit wehtuender Schärfe vor Augen.

Mozarts trübe Gedanken flogen zurück. Er war in seiner Gutmütigkeit und frommen Kindlichkeit von Anbeginn seines Lebens an der gefangene Gimpel gewesen. Zuerst hatte der Vater Leopold, der Kapellmeister des Erzbischofs von Salzburg, ihn, den kleinen Wolferl, wie ein Wundertier auf Jahrmärkten feilgeboten und ihn ohne viel Rücksicht auf seine zarte Gesundheit auf den Schaubühnen halb Europas herumgeschleppt. Der gestrenge Herr Vater, dem noch recht viel von der mißachteten Stellung der Gaukler, Komödianten und Musikanten dieser Zeit anhaftete, hatte es als seine Sendung angesehen, „dieses Wunderkind, welches Gott in Salzburg hat geboren werden lassen“, der Welt vorzuführen.

Mit sechs Jahren war der kleine Mozart, begleitet von Nannerl, seiner fünf Jahre älteren Schwester, mit dem Vater zum ersten Male zu einer Konzertreise in die große Welt aufgebrochen. Damals hatte noch alles Garstige verborgen hinter dem zauberhaften Schleier der

Kindheit gelegen. O ja, es gab da manch Freundliches, an das man sich gern erinnern mochte, ohne daß einen das Herzweh überfiel wie bei dem meisten, was zurücklag. Da war jener Abend in der Wiener Hofburg Anno 1762, als die Gaukler vor der alten Kaiserin Maria Theresia aufspielten und der kleine Wolferl, „Meister Wolferl“, wie sie ihn nannten, die leutselige Kaiserin herzlich abküßte und er dem berühmten Herrn Pianisten Wagenseil, der mit ihm musiziert hatte, ungeniert ein „Brav hat Er das gemacht!“ zurief, wenn ihm dessen Spiel gefallen, und ein „Pfui!“, wenn ihn irgendein musikalischer Fehlgriff geärgert hatte. Und die Prinzessin Marie Antoinette, die hübsch und hoch aufgeschossen dabeigestanden war, hatte der winzige Salzburger damals an der Hand genommen und ihr gesagt: „Sie sind brav, ich werd' Sie heiraten!“

Ja, das war der erste Sprung in die Welt gewesen, und Mozart hatte ihn wie ein Kindermärchen erlebt, in dem es gute Könige und Prinzessinnen gibt und viel engelshelle Musik. Was dann aber folgte, war kein glückhaftes Erinnern mehr. Die europäische Reise des Mozartvaters und der beiden Mozartkinder war schon im nächsten Jahre, Anno 1763, weitergegangen, nach München und Augsburg, das des Vaters Heimatstadt war, und dann nach Mannheim und Frankfurt. Und überall in diesen Städten hatte Vater Leopold die Kinder zur Schau gestellt. In der freien Reichsstadt Frankfurt saß unter den Zuschauern ein vierzehnjähriger Knabe, der den gleichen Namen wie Mozart trug — Wolfgang —, und der mit Vatersnamen Goethe hieß, und dieser Wolfgang Goethe sollte sich noch ein Menschenleben später des kleinen Jungen von damals erinnern, der in Degen und Perücke gekleidet ging und so wacker das Klavizimbel geschlagen hatte.

Es war eine richtige Jahrmarktsattraktion mit dem Mozartbuben und der Nannerl. Das Leben in den Städten und der Haushalt daheim kosteten Geld, und auch die Obsorge für die emsige Weiterbildung der beiden Kinder, die dem Vater am Herzen lag und die er auch unterwegs betrieb, zwangen zu mancher marktschreierischen Anlockung des geldbringenden hochlöblichen Publikums. „Heute , abend“, so stand in den Anzeigen, die der Vater in den Zeitungen erscheinen ließ, „heute wird ganz gewiß das letzte Konzert sein, wobei das Mägdlein, welches im zwölften, und der Knabe, der im siebten Jahre ist, nicht nur Konzert auf dem Flügel spielen werden, sondern der Knabe wird auch ein Konzert auf der Violine spielen, bei Symphonien auf dem Klavier begleiten und die Klaviertasten



Vater Mozart mit seinen beiden „Wunderkindern“ Wolferl (Wölgang Amadeus) und Nannerl (Stich nach einem Gemälde aus dem Jahre 1763)

gänzlich mit einem Tuche verdecken und auf dem Tuche so gut spielen, als wenn er die Klaviatur vor Augen hätte; er wird ferner in der Entfernung alle Töne, die man einzeln oder in Akkorden auf dem Klavier oder auf allen erdenklichen Instrumenten, Glocken, Gläsern, Uhren usw. anzugeben imstande ist, genauest benennen . . ."

Die Anpreisung der beiden Kinder, des „Salzburger Wunders“, war dann noch lange weitergegangen. Und auch die anstrengende Reise. In Paris spielte das kleine Paar vor den Majestäten zu Versailles; in London trat man auf, und Wolferl nahm Unterricht bei dem jüngsten Sohne des unsterblichen Johann Sebastian Bach, dem Musikmeister der Königin, Herrn Christian Bach.

Dann fuhren die Postpferde weiter durch die Niederlande, Belgien, Frankreich und die Schweiz, bis die Kinder im Jahre 1766 endlich die Heimat wiedersahen. Aber den Vater hielt es nicht lange in der Stille der kleinen Residenz. Im Haushalt des Hofkapellmeisters tat bald schon wieder eine Auffüllung der leergewordenen Schatulle not. Wieder erbat Leopold Mozart Urlaub vom Fürstbischof. Diesmal rollte die Postkutsche südwärts über die Alpenstraßen nach Italien.

„SIGNORE CAVALIERE“

Es war eine Triumphreise.

Schon längst war der Knabe Mozart vom ausübenden zum schaffenden Künstler emporgestiegen. Mit sieben Jahren schon hatte er sechs Geigensonaten geschrieben, als Zwölfjähriger seine erste Oper komponiert und in Wien eine eigene Festmesse selber dirigiert. Den Dreizehnjährigen hatte der Fürstbischof von Salzburg zum erzbischöflichen Konzertmeister erhoben. Diesem Knaben also bereitete das musikbegeisterte Italien mit südländischer Leidenschaft die höchsten Triumphe. Mailand gab ihm eine Oper in Auftrag. In Rom verblüffte er die Sachverständigen in unbeschreiblichem Maße, als er nach einmaligem Anhören aus dem Gedächtnis das bis zur Neunstimmigkeit anschwellende „Miserere“ von Allegri niederschrieb. Der Papst verlieh ihm einen Orden und ernannte ihn zum „Ritter vom goldenen Sporn“ mit dem Titel „Signore Cavaliere“, und die Akademie zu Bologna nahm den Vierzehnjährigen nach

schwerster Prüfung mit allem Lobe in ihre „Philharmonische Gesellschaft“ auf. Zur Hochzeit einer Prinzessin komponierte Mozart eine Festoper „Ascanio“, die unter großem Beifall aufgeführt wurde. Leopold Mozart schwelgte in seiner Rolle als Künstlervater.

Aber manchmal empfand auch er, daß sie diesen stolzen Adeligen, den Herren alles Reichtums und aller Rechte dieses Landes, nichts weiter waren als seltene Tiere, die man sich vorführen ließ, um sie gleich wieder zu vergessen. Reisendes Bettelpack — nannte sie einmal ein eifersüchtiger italienischer Heldentenor! Man schenkte ihnen Goldstücke, diamantenbesetzte Uhren oder goldene Dosen — Almosen, mit denen man ihnen die Gottesgnade ihres Talentes bezahlen wollte. Auch Wolfgang Amadeus Mozart begann die magere Hand nach den Trinkgeldern der Hofschranzen auszustrecken — dieselbe Hand, die so herrliche Töne zu zaubern vermochte —, und er beugte den blassen Puderkopf, in dem die Welt der himmlischen Töne ihr geisterhaftes Dasein lebte. So konnte der Knabe selber schon für die kleinen Bedürfnisse des Lebens aufkommen, für das tägliche Essen, für die Quartiere und die Krankheiten, konnte sich selber kleiden und auch dem Vater manches als Bargeld in die Hände geben.

Es war eine schwere Last für den Knaben. Als sie nach Jahren, die Zeit des Urlaubs weit überschreitend, wieder nach Salzburg zurückkehrten, saß ein neuer Herr auf dem Thron des Fürstbischofs, Hieronymus, dem das lange Herumbummeln seiner beiden Hofmusici gar nicht behagen konnte. Herr Hieronymus war ein sparsamer und genauer Herr. Die Großzügigkeit seines Vorgängers hatte in die Kassen des Salzburgerischen Fürstentums tiefe Löcher gerissen, und die Dukaten waren dahingeschmolzen wie Schnee im ersten Föhn, der von den Bergen herunterkommt. Ja, es wehte ein schärferer Wind durch die Ämter des Salzburgerischen Fürstentums. Und die Mozarts wurden davon erfaßt.

Was trieben sie sich an fremden Fürstenhöfen herum, wo es daheim der Aufgaben genug gab. Konnten hundert Musici des Hofes sich in die Ordnung schicken, warum sollten es diese beiden Herumtreiber nicht können? Waren sie als fahrende Vaganten oder nicht vielmehr als Bedienstete in Sold genommen worden, damit sie dem Fürstentum Ehre eintrugen und nicht den Höfen von Mailand und München, von Wien und Stuttgart? Darum Schluß mit der Herumreise, diesen Bettelfahrten, die das ganze Salzburgerische Land in Verruf brachten!

Aber wie hätte Mozart, den sein Genius in immer kühnere Räume emporriß, diesen lastenden Zwang ertragen können! So wagte der Vater erneut, um Urlaub für sich und den Sohn zu bitten. Der Fürst gewährte ihn nicht. Er hatte seine eigenen Pläne mit dem Knaben. Mozart jedoch drängte, ihn lockte wieder die Weite der großen Welt. So nahm er denn den Abschied vom höfischen Dienst, und da der Vater nicht mitkonnte, weil der Hof es ihm verwehrte, nahm die 57jährige Mutter den allzu Vertrauensseligen und Weltfremden unterwegs in ihre Obhut. Aber nun stellte sich heraus, daß für den Einmaligen und wundersam Begnadeten, jetzt, da er dem Wunderkindalter entwachsen war, kein Platz mehr in der bezopften Welt zu sein schien. Die Münchner Herzogin war zwar freundlich genug, aber die Stelle des Hofkapellmeisters, die Mozart begehrte, war schon besetzt. In Augsburg hielt man nicht viel von dem salzburgischen Musikus. Sie dachten, die Augsburger, daß er doch durch des Vaters Abstammung gleichsam ein Kind der Stadt wäre, da könnte es gewiß nicht weit her sein mit ihm. Oder, habe man je gehört, daß aus der alten Reichsstadt ein guter Musiker hervorgegangen sei? Ab Wolfgang sich in Mannheim schrecklich verliebte und der Vater davon Kunde erhielt, kam ein böser Brief aus Salzburg daher: „Fort mit Dir nach Paris —• und das bald!“ schrieb der Vater, und der getreue und brave Wolferl reiste an Mutters Hand abermals in die französische Hauptstadt, die Jahre zuvor so beglückt den Konzerten des Kindes gelauscht hatte.

Dort in Paris traf das grausame Schicksal Mozart zum ersten Male mit voller Härte. Die Mutter, in der fremden, großen Stadt sich verzehrend vor Heimweh, von Not und Sorge verhärtet, erkrankte. Vierzehn Tage verbrachte Mozart an ihrem Lager in einer lichtlosen Kammer. Am Abend des 3. Juli 1778 starb sie. Der Tod kam friedlich zu ihr. Als Mozart die teure Tote auf dem Friedhof von St. Eustache beigesetzt hatte, waren seine Mittel nahezu verzehrt, zumal ihm diese Reise wenig künstlerische Erfolge eingetragen hatte. Und doch ließ er sich nicht niederbeugen in dieser Zeit. „Mit drei Sachen“, so schrieb er dem Vater, „hab ich mich getröstet. Nämlich durch meine gänzliche, vertrauensvolle Ergebung in den Willen Gottes, dann durch die Gegenwart ihres so leichten und schönen Todes, indem ich mir vorstellte, wie sie nun in einem Augenblick so glücklich wird, wieviel glücklicher sie nun ist als wir so daß ich mir gewünscht hätte, in diesem Augenblick mit ihr zu reisen. Aus diesem Wunsch und aus dieser Begierde entwickelte sich

endlich mein dritter Trost, nämlich, daß sie nicht auf ewig für uns verloren ist, daß wir sie wiedersehen werden..." Nun war seines Bleibens nicht länger in der Fremde. Gehorsam dem Rufe des Vaters folgend, verließ Mozart die Seinestadt, in der schon die ersten Vorboten der heranschwellenden Revolution umgingen.

Aber die Enge und starre Ordnung des Hofdienstes, in die Mozart nun zurückkehren sollte, griff wie eine Lähmung in sein Leben, das zum Höchsten sich entfalten wollte. Der Genius, der Mozarts Hand seit Anbeginn geführt hatte, ließ ihn nun das Drückende dieses Dienstes in bitterstem Maße fühlen. Die beamteten Musici waren im Salzburgischen wie anderswo nichts mehr als Hofbedienstete. Mozart, der begnadet war wie kaum ein Musiker vor ihm, saß an der Salzburger Bediententafel zwischen Köchen, Lakaien und Kutschern. Das Hofzeremoniell stellte ihn auf eine Stufe mit den Läufern, Jagdgehilfen und Amtsboten. Ein Komödiant und Musikus war er — sonst nichts!

Die geniale Natur wehrte sich. Der Kampf um die Selbstherrlichkeit des frei schaffenden Künstlers, die diese Zeit noch nicht kannte und anerkannte, begann. Der Salzburger Fürstenhof war mit dem Kurfürstenhof zu München befreundet. So gewährte Herr Hieronymus vorübergehenden Urlaub, als Karl Theodor, Kurfürst von Bayern, von Mozart eine Festoper für den Münchener Karneval des Jahres 1781 erbat. Mozart reiste in die schöne Isarstadt. „Wegen meiner Opera seien Sie außer Sorge“, schrieb er nach Hause an den Vater. „Ich hoffe, daß alles gut gehen wird. Ich habe unter der Noblesse die ansehnlichsten und vermöglichsten Häuser, und die Ersten bei der Musik sind alle für mich.“ So entstand im italienischen Stil die Oper „Idomeneo“. Ein Rausch des Erfolges begleitete sie. Der Münchner Kurfürst, der aus dem warmen und lebensseligen Pfälzer Land herkam, stand ganz unter dem Eindruck dieser zauberischen Musik. „Ich war ganz supreniert, noch hat mir keine Musik einen solchen Effekt gemacht!“ sagte er lobend, „das ist ganz magniflque Musik!“ — Aber dieser Münchner Triumph fand ein jähes Ende. Wieder hatte Mozart die Urlaubsfrist weit überschritten. Von Salzburg kam der schroffe Befehl an den Hoforganisten, sich sofort nach Wien zu begeben und dort in Konzerten aufzuspielen. Wie eine Schachfigur schob man ihn hin und her, wie jeden x-beliebigen Hofbeamten. Wo blieb da noch Raum für seine Sendung?

Wieder war der Erfolg seiner beglückenden Melodien ungewöhn-

lich. Wien feierte ihn, und Mozart feierte Wien. Die heitere Lebensart dieser Stadt, die Freiheit überströmte ihn mit wahren Freudenfluten.

Da erreichte eine neue Order des Salzburger Fürsten den liebenswerten Kreis, den Mozart um sich versammelt hatte: „Alle Bediensteten haben unverzüglich nach Salzburg heimzukehren!“ Mozart aber ging nicht, er konnte dieses heitere Wien nicht lassen, dieses Lebensfest. Den Hauch des freien Künstlertums hatte er verspürt, und er wußte, daß er ohne diese Freiheit nicht mehr sein könne. Als er, zur Audienz befohlen, seinem in Wien weilenden Fürsten gegenüberstand, versagte noch einmal sein Selbstbewußtsein: „Ja, er werde zurückkehren und die nächste Post nehmen. Er gehe nach Salzburg!“ Als ihm aber Vorwürfe gemacht wurden, daß er sein Amt schlecht verwaltet habe, daß sich die Mozarts „wie Bettler herumtrieben“ und daß man ihm die Besoldung streichen werde, wenn das nicht anders werde, da wich Wolfgang's Schüchternheit einem wilden Trotz. Zum ersten Male widersprach er. Er mußte diese Fesseln, die den Flug seines Genius an die Erde bannten, von sich abschütteln! So schrie er seine Empörung hinaus, und so kam es zum Bruch. Der Vater, ängstlicher als sein Wolferl, drohte, beschwor und versuchte alles, den Schritt des Sohnes rückgängig zu machen. Schließlich versuchte der wohlgewogene Oberkuchenmeister Graf Arco zu vermitteln und lud sich den Widerspenstigen vor. Als er aber dessen Verstocktheit erkannte, wurde er zornig. Es gab böse Worte hin und her. „Flegel!“ schrie der Aufgebrachte, „hinaus mit ihm!“ Mit einem schändlichen Fußtritt warf er den Aufbegehrenden vor die Tür.

AM ABGRUND

In die Freiheit?

War das die Freiheit? Ach, sie unterschied sich in nichts von der Gefangenschaft von gestern! Mozart wohnte damals bei einer Familie Weber, die er von Mannheim her kannte. Die ältere Tochter Aloisia war jene erste Liebe des Knaben gewesen. Aloisia hatte sich bald von ihm weg einem anderen zugewandt. Mutter Weber hatte noch mehr Töchter, die unter die Haube wollten. Und Mozart schien ihr ein Mann bester Aussichten und hohen Ruhmes

zu werden. So umgab sie den Einsamen, Entwurzelten und Verlassenen mit Freundlichkeit und Hilfe. Des Abends traf man sich zu Pfänderspielen, Scherzen und Belustigungen, und der von Natur aus heitere Wolferl war mit heller Freude dabei.

So band er sich an das Webersche Haus, in dem eine echte Künstlerwirtschaft voller Unordnung, Not und Schulden herrschte. Weil die ganze Familie ihn drängte, und da er, wie er in einem Brief an den erzürnten Vater nach Salzburg schrieb, von Jugend an niemals gewöhnt war, auf seine Sachen, Wäsche und Kleidung achtzugeben, so glaubte er selber, daß sein Leben durch eine baldige Heirat einen sicheren Halt finden könnte. Gegen den Einspruch des erzürnten Vaters, der seinen genialen Sohn entgleiten sah, fand die Hochzeit am 4. August 1782 im Dom zu Wien statt. Und damit war Mozart aus den Bindungen des Vaterhauses und aus der Enge des Hofes in jene zähere einer berechnenden Familie geraten. Konstanze erwies sich als ein oberflächliches und leichtlebiges Wesen. In ihrer Gleichgültigkeit den Dingen des Hauses gegenüber war sie Mozart äußerst verwandt. Sie konnte diesem göttlich Begnadeten keine Gefährtin werden, sie war ihm aber oft nicht einmal eine heitere Gesellin, die der Liebende begehrte.

Sie hatte sich gewiß von Mozart und seinem Talent eine sorgenfreiere Zukunft versprochen. Das Lebensschiff des Meisters schwankte jedoch zwischen vielen Klippen hin und her und auf und ab. Die Fülle seiner Werke stieg aus den schmerzlichen Abgründen eines zerrissenen und stets von bitterster Lebenssorge überschatteten Daseins empor. Immer wieder schwang sich der Musikgenius, von heiteren Mächten gedrängt, zu neuen Werken reiner Kunst auf — aber die Menschen erkannten oft nicht, wer mitten unter ihnen ging. Mißerfolge, Ablehnung, Feindschaft und Ungunst stürzten über den Meister herein. Die Kette der Not, die ihn an das allzu Irdische band, riß nicht ab. Kinder wurden geboren. Konstanze kränkelte. Kostspielige und oft in Tändeleien nutzlos vergeudete Kuraufenthalte, Kostüme, Schmuck und Feste zerrten den Aufstrebenden immer wieder in die Niederung menschlicher Armseligkeit. Um des Lebens Notdurft bot Mozart die Früchte seines Genius feil. Kaum begriff die Gattin die fast wunderhafte Größe des Ausgewählten, der neben ihr wandelte. Immer lockte ihre Sehnsucht sie von ihm weg in das bunte Leben einer leichteren Welt, auf den Korso des nahen Weltbades Baden, in die Ballsäle und in die

Kaffeehäuser des leicht dahinlebenden Wien. Gar manchesmal mußte er sie zurechtweisen, daß sie seiner und ihrer Familie achte. In seiner Herzensgüte gönnte er ihr dann aber immer wieder dieses Vergessenkönnen und die Art, wie sie sich über alle Daseinsnöte hinwegtäuschte — und er trug allein, was ihm aufgebürdet war. Damals schrieb er im Auftrag des Kaisers Joseph II. die Oper „Cosi fan tutte“ (So machen's alle Frauen). Lächelnd-gütiges Verzeihen war der Grundklang dieser Musik.

Unterdessen focht er den Kampf für eine deutsche Oper aus, ein fast aussichtsloses Unternehmen, wenn man die Übermacht der allein gültigen Italiener an allen europäischen Theatern bedachte. Sein einziger Gönner von Gewicht, der Kaiser, starb. Der Nachfolger, Leopold II., war kein Kunstkenner, zur Musik hatte er nur kühle Beziehungen. Von seinen Sparmaßnahmen wurde auch Mozart betroffen. Zwar durfte er den Titel eines Hofkompositors behalten, aber die 800 Gulden Gehalt, die mit diesem Amte verbunden waren und seiner Familie bis dahin eine bescheidene Lebensgrundlage gesichert hatten, wurden gestrichen.

Künstlerische Fehlschläge kamen hinzu.

Zur Kaiserkrönung nach Frankfurt hatte man Salieri, den alten Todfeind, mit dem Hoforchester geschickt. Mozart fuhr auf eigene Faust dorthin, das Fahrgeld brachte er zusammen, indem er den Rest des Silberzeugs versetzte. Die Reise war ohne Erfolg. Nach der Rückkehr packte ihn der graue elende Alltag nur um so grimmiger an. Nun komponierte er sogar für Glasharmonika und Orgelwalze. Jeder Auftrag, der einige Batzen versprach, wurde ihm recht. Gering waren die Gebühren, die ihm die Hausschüler einbrachten. So gering, daß er seinen ältesten Knaben zeitweise zu fremden Leuten in Gnadenkost gebe mußte. Konstanze verstand es eben nicht, die kostbaren Gulden und Kreuzer festzuhalten. Um eiteln Tand zerschmolzen sie ihr unter den Fingern. Wieder wurde ein Kind geboren, der zweite lebensfähige Knabe. Vier Kinder hatte der Tod hinweggenommen, kaum daß sie ins Leben getreten waren. Als nun dem Meister nur noch zwei Schüler blieben, die kaum etwas eintrugen, und er vom Ertrag dieses Stundengebens leben sollte, da wurde er zum ersten Male zum Bettler.

In der alten Rauhensteingasse zu Wien schrieb er jene Sätze an den Freund Puchberg nieder, die wir zu Beginn dieser kleinen Lebensgeschichte gelesen haben und die uns heute noch Mozarts

ganzes menschliches Elend in dieser Zeit erkennen lassen: „... wenn Sie mich verlassen, so bin ich unglücklicher- und unschuldigerweise samt meiner armen, kranken Frau und den Kindern verloren“

DER UNBEKANNTE

War Mozart von der Gewalt des Schicksals verstoßen? War er verloren? Noch lag der unversiegelte Brief an Puchberg auf dem Deckel des Flügels, als Mozart plötzlich wie lauschend emporfuhr.

O, es rief ihn, die Stimme von drüben war wieder da.

Zuerst leise, wie ein fernes, überirdisches Klingen, dann herandringend in brausendem, himmlischem Gewoge, so fiel es über ihn herein: Melodien und Akkorde, die nicht von Menschen stammten. Er hörte die Musik des Ewigen!

Wer begriffe diesen Einmaligen? Eben noch der Darbende am Hungertische des Lebens, der Verzweifelte, Verlorene, wurde er nun mit einem Male von einem leidenschaftlichen Freudengefühl erfaßt. Brief und Siegel waren vergessen. Mozarts versorgtes und bleiches Gesicht war wie von Sonne übergossen, verzückt lauschte er nach innen. Die Lebensangst, die sein Herz eingepreßt hatte, wurde von einer heiteren Macht mit plötzlicher Gewalt gelöst. Es war, als ob dieser Abgrund der Not sich vor ihm aufgetan hätte, nur um ihn um so höher emporfliegen zu lassen.

In solchen Stunden des gelösten Lebensgefühls wurde Mozart zum glühendsten Sänger des Lebens. Dann sprudelten die herrlichsten seiner Melodien aus ihm. So sehr konnte er sich in einem jähen Überschwang des Herzens von dem Druck widriger Erlebnisse befreien, daß er in seinem ganzen Gehaben zum Kind wurde. Wie ein Vogel, dem eine gütige Hand die Käfigtür geöffnet, gaukelte er umher.

Wie gut, daß sie ihn jetzt nicht sahen, die oft so gestrengen Bewunderer seiner Kunst. Er begann allerhand Schabernack zu treiben, tänzelte im Zimmer umher, schnitt sich selber Gesichter, setzte über den Sorgenschemel hinweg und war wie ein Bub von vierzehn Jahren.

Ach, allezeit hätte dieser Überströmende einer Mutter, eines Vaters oder sonst eines Aufsehers bedurft. Wie oft hatte er es fertiggebracht, mitten aus wundervollen Variationen heraus angesichts einer ergriffenen Gesellschaft plötzlich das Übermaß seines Schöpferglücks in Tränen oder possierlichen Sprüngen auszugleichen, daß die ganze Gesellschaft davon erfaßt wurde und fröhlich mittat. In der Überwindung schwerster Lebenslagen war Mozart Meister. Da konnte er auch die übermütigsten Briefe schreiben. In solcher Laune entstanden jene übersprudelnden Grüße an die Base in Augsburg, die „Bäsle-Briefe“, in denen er die Sprache selber mittanzen ließ. „Nun leben Sie recht wohl“, so heißt es am Schluß eines dieser Briefe, „ich küsse Sie 10 000mal und bin wie allezeit der junge Sauschwanz Wolfgang Amade Rosenkranz. An alle meine guten Freunde heut meinen Gruß-Kuß! Addio Fex-Hex bis ins Grab, wenn ich's Leben hab, Du mein Bäschen oder Violincellchen!“ Wenn ihn das Glück und die Melodien übermannten, war alle Not wie weggewischt. Dann wuchsen diesem schwachen, bleichen, aus der Zeit seiner unrastigen Kindheit ausgehöhlten Leib Flügel, und der große Meister hob sich, vom rauschenden Sturm der Harmonien getragen, in lichte Höhen. Das war die Stunde, da er zu schaffen begann.

So jäh, wie sie begonnen, seine Ausgelassenheit, brach Mozart auch diesmal das Tanzen und Juchzen ab und setzte sich an den Flügel. Der Brief an Puchberg war längst unter den Notenblättern verschwunden. Er mußte spielen, jene Klänge, die ihm von irgendwoher zugetragen waren. Und zum ersten Male auf dieser unvollkommenen Erde ertönten die hehren Akkorde, die nachmals als „O Isis und Osiris“ in der Zaubernöte die Menschen so tief ergreifen sollten. Es strömte ihm aus dem Unsichtbaren zu.

Im Spiel brach er ab, setzte sich an das kleine Pult neben dem Flügel und kritzelte in fliegender Eile Noten auf ein Blatt, um der Nachwelt zu erhalten, was ihm das Wunder zugetragen. Niemand in Wien — ja in der weiten Welt — war in solchen Stunden seliger als Wolfgang Amadeus Mozart.

*

Es war einige Zeit später in einem ähnlichen Augenblick des Schöpferglücks, als auf der morschen Treppe des Hauses in der Rauhensteingasse schwere Schritte tönnten. Sie verhielten zögernd vor Mozarts Tür. Dumpf pochten Schläge. Der Meister, aus allen Träumen gerissen, fuhr auf, er strich sich wie erwachend über die



Der „Unbekannte“ bestellt die Totenmesse. Dieses Ereignis in Mozarts Leben beschäftigte jahrzehntelang die Phantasie der Menschen. Das Bild zeigt, wie man sich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts diese geheimnisvolle Begegnung vorgestellt hat

Stirn, sah sich verstört um und rief beinahe erschreckt: „Herein!“ Irgendein düsteres Gefühl, eine Ahnung wie von Schicksal und Tod wehte ihn plötzlich an. Verschwunden war seine Heiterkeit, die Schaffensfreude dahin. Er fand sich grausam zurückgerissen in die Wirklichkeit seiner Lebensnot. Ein Fremder in dunklem Reisemantel stand unter der Tür. Mozart erschrak. Der Mensch hatte einen fahlen, hageren Schädel, wie ein Totenkopf, zwei tiefliegende Augen brannten in schattigen Höhlen, und aus dem schwarzen Halbmantel starrten knochige Hände. Der Fremde zog den Überwurf von den Schultern. „Bin ich hier recht bei Herrn Hofkompositeur Mozart?“ fragte der Unbekannte mit gedämpfter Stimme. Ein Schauer überrieselte Mozart. Er verneigte sich, unfähig, ein Wort zu erwidern. „So haben Sie die Güte zu lesen!“ sagte der Unheimliche und reichte dem Erschreckten ein Blatt hin. Es war ein Brief, in dem irgendein Namenloser eine Totenmesse in Auftrag gab. Keine Unterschrift gab Aufschluß über den Schreiber.

„Sie wünschen ein Requiem?“ erwiderte Mozart endlich. „Ich sehe aber nicht, für wen ich die Ehre hätte zu arbeiten.“

„Der Herr, der mich schickt, wünscht nicht genannt zu werden.“ Sie standen sich eine Weile schweigend gegenüber, dann zog der Fremdling plötzlich einen Beutel unter der abgelegten Mantille hervor und legte ihn auf das Pult. „Sie werden 50 Dukaten darin finden, Herr Hofkompositeur“, sagte er, „dieselbe Summe sollen Sie haben, sobald das Requiem vollendet ist.“

„Aber wie kann ich die Komposition abliefern, wenn Sie mir die Adresse Ihres Herrn verweigern?“

„Man wird sich zur Zeit wieder bemerkbar machen, es hat noch Weile.“ Und ehe Mozart sich zu äußern vermochte, verneigte sich der seltsame Gast und verließ das Zimmer. Seine schweren Tritte verklangen auf der Treppe und hörten mit einem Male ganz auf. Wolfgang Amadeus aber stand wie erstarrt. Ihm war, als hätte er eine Botschaft aus einer anderen Welt empfangen. War es ein Vorzeichen zum Bösen, zum Untergang, oder lächelte ihm nun endlich das Glück?

Konstanze war entzückt über die fünfzig Dukaten. Mit leichtem Worte ging sie über die Erschütterung Mozarts hinweg. Das Geld nahm sie in ihre Verwahrung.

Es schien wirklich eine Wendung zum Besseren zu sein. In dieser gleichen Zeit kam aus Prag eine Botschaft des treuen Freundes Duschek. Er hatte sich schon seit langem beim Grafen Thun und den böhmischen Ständen für den Darbenden eingesetzt. Nun hatte er erreicht, daß man dem Meister die Komposition einer Festoper für die Krönung König Leopolds II. auftrag, die in der Moldaustadt begangen werden sollte.

Das war ein nicht mehr erhofftes Glück, das war Hilfe im notvollsten Augenblick. Mozart arbeitete Tag und Nacht. Aber seine neu erwachte Schaffensfreude wandte sich zunächst nicht dem aufgetragenen Werke zu. Seine Liebe gehört nach wie vor der Arbeit, zu der er sich ohne Auftrag gedrängt fühlte, er war dabei, die erste deutsche Oper zu schaffen, die „Zauberflöte“. Der Freund aus den Salzburger Tagen, derzeit Direktor des Theaters an der Wieden in Wien, Herr Schikaneder, hatte den Text dazu verfaßt. In diese kindlich einfältige Märchendichtung vermochte Mozart all seine klare und gute Seele hineinzulegen, das Lächeln seines reinen Gemütes, seine Überzeugung von der Überwindung aller Niedertracht, alles Gewöhnlichen, alles Vergänglichen im Aufschwung des hohen Menschegeistes. Melodien und Sätze stürzten in nie erlebter Fülle und Klarheit über ihn herein. Aber während er in dieser menschlich so wahren und doch wieder so verklärten Welt der Melodien lebte, sprang ihn immer wieder die Not und Angst seines eigenen Menschentums an. Wenn er so aus den heiteren und engelsreinen Gefilden der Zauberflöte zurückkehrte in die Not des Tages, wenn er die wachsende Kränklichkeit und Unruhe des geplagten Körpers verspürte und die Fessel alles Irdischen um so schmerzlicher fühlte, dann kam ihm schauernd die Erinnerung an den gespenstigen Gast, der ihm den dunklen Auftrag der Totenmesse zugetragen hatte. Dann schrieb er sich die Furcht vor dem eisigen Tode vom bedrückten Herzen. Dann wurde sein Musizieren wie das Zagen der Lebensflamme vor dem Verlöschen und wie die klagende Hoffnung auf den ewigen Gott, der jenseits der dunklen Brücke stehen wird. So kam in dieses Märchengebilde der „Zauberflöte“ das oftmals Klagende, Furchtsame, Hoffende, Trauernde und Zagende. Aber auch das Tröstende. So vermochte er es, an dieser Zauber- musik arbeitend, zugleich im „Requiem“ die große Ausein- setzung mit dem Tod und dem Ewigen zu beginnen. Zwischen höchster Verklärung und tiefstem Leid hin- und hergerissen, durch- maß der Meister diese schwere und doch so hochgespannte Zeit.

Auch die wenigen Freunde, die Mozart in diesen Wochen aufsuchten, mußten erkennen, daß eine ungeheure Erschütterung ihn verwandelt hatte.

Ein wehes Gefühl wie die Ahnung eines baldigen Todes hatte ihn erfaßt. Er glaubte seinem Ende mit Riesenschritten entgegenzueilen. Eine innere Stimme flüsterte ihm zu: „Eile dich, Wolfgang Amadeus, nur mehr kurz ist die Frist, die dir zugestanden ist!“

Und oft war es ihm, als wäre jede Note, die er schrieb, jeder Akkord, ein Trittstein näher zum Grabe. Sein angstvolles und vorzeichengläubiges Gemüt empfand selbst den geringsten Glücksschimmer in dieser Zeit als eine drohende Verheißung.

Da Ponte, der Textdichter, der Mozart das Buch zum „Don Giovanni“ verfaßt hatte, schrieb aus London, vielleicht werde es möglich, im großzügigeren und reicheren England eine aussichtsreiche Laufbahn zu beginnen; zur gleichen Zeit verlautete, daß die Stadt Amsterdam Mozart ein jährliches Ehrengeld auszusetzen bereit sei, und endlich traf ihn, beinahe wie ein letztes Menetekel des Schicksals, die Botschaft, daß der ungarische Adel tausend Gulden für den Meister ausgeworfen habe. Sollte die Not wirklich ein Ende nehmen? Oder war nicht vielmehr sein eigenes Ende nahe?

Die Krönungstage in der Moldaustadt kamen heran.

Prag mahnte und drängte: Im September sollte die Uraufführung der Königsoper stattfinden. Jetzt war es Mitte August, und Mozart, völlig verloren an die „Zauberflöte“ und das „Requiem“, hatte noch keine Note geschrieben. So trat er die Reise nach der böhmischen Hauptstadt an. Konstanze und sein treuester Schüler, der wackere Süßmayr, sollten ihn begleiten.

Vor dem Hause war die Reisekutsche vorgefahren. Als aber der Meister die Haustür durchschritt und mit einem Pack Noten und Musikalien den Wagenschlag erreichte, fuhr er erschreckt zurück. Dort lehnte, hager und fahl, der Unbekannte. Wieder trug der Mann einen schwarzen Halbmantel, und seine düsteren Augen glühten aus tiefen Höhlen.

„Sie reisen ab, Herr Kompositeur? Wie steht es mit der Totenmesse?“

Mozart vermochte nicht zu antworten, eine Faust würgte ihn am Halse. War das nicht eine Mahnung des Ewigen, des nahen Todes gewiß zu sein?

„Media vita in morte sumus!“ — Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben . . . dachte er, dann stammelte er eine Entschuldigung: Ja, er habe begonnen, wenn er zurückkehre, werde er das Requiem vollenden. Da gab der Unheimliche den Weg frei, die Pferde zogen an. Erschöpft sank Mozart in die Polster der Kutsche.

LETZTE FLAMME

Media vita in morte sumus!“ — Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben . . . dachte er, dann stammelte er eine Entschuldigung und überließ Wolfgang Amadeus sich selbst und seiner Traumwelt. Der saß in seine Ecke gekauert. Die weitgeöffneten, strahlenden Augen sahen ein anderes Land, in dem alles in Harmonien und Tönen gebaut war. Er schritt über die silbernen Brücken jenes Geisterreiches, in dem er Herrscher und Kind zugleich war. Er komponierte und schrieb Tag und Nacht Töne auf das Papier. Für ihn war alle Welt mit Akkorden erfüllt, kühn wandelte er durch das Traumreich der Melodien. So erreichten sie Prag. Hier vollendete der Meister in wenigen Tagen die Oper „Titus“, die Königsoper.

Der getreue Duschek hatte ihn im Neuwirtshaus untergebracht. Die Zeit war ausgefüllt mit Theaterkonferenzen und Proben. Mozart zwang den kränkelnden Leib zur höchsten und angespanntesten Leistung. Am 6. September 1791 beliebten die Allerhöchsten Herrschaften nach der kaiserlichen Festtafel die Oper Mozarts anzuhören. Der Beifall war mäßig. Eine Kantate des unbedeutenden Musikers Kozeluch wurde viel mehr beachtet und gelobt. Enttäuscht kehrte der Meister von der Aufführung heim und klagte der Gattin: „Ich habe die Feder in mein Herzblut getaucht — aber man begriff mich nicht.“ Um dieselbe Zeit schrieb ein gewisser Geheimrat Goethe, der eben zu Weimar die Leitung des Hoftheaters übernommen hatte, Worte ähnlicher Klage:

„Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
und spielen ohne Gage mit.

Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe,
was macht ein volles Haus euch froh?!

Beseht die Gönner in der Nähe!

Halb sind sie kalt, halb sind sie roh . . .“

Nun hatten also auch die Prager, die vor fünf Jahren den „Figaro“ mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüßt hatten, die Partei Mozarts verlassen! Der Meister fühlte sich tief getroffen. Es fielen ihm all die beschämenden Ereignisse seines schöpferischen Wirkens wieder ein. Auch die Oper „Don Giovanni“ hatte er Vorjahren mit Hingabe und Freude geschrieben, diese gewaltige und aufwühlende Musik, der nichts gleichkam, was die damalige Welt kannte. Aber das leichte Volk der Wiener, dessen Sinn nach lustigen Redouten, Maskenbällen und Tänzen stand, hatte kaum die Hände zum Beifall gerührt.

Nach jenem Wiener Unglückstag, den Mozart immer noch nicht verschmerzt hatte, nun diese Enttäuschung in Prag!

Konstanze kam schnell über das Mißgeschick hinweg. Er müsse sich eben mehr dem Geschmack des Publikums anpassen, meinte sie. Sie streichelte den Verzagten. Dann zog sie aus den Koffern die Ballkleider und verlor sich im Festtrubel der Krönungsstadt.

Während langsam die Dämmerung über die alten Dächer des goldenen Prag einfiel, saß Mozart verlassen in dem kahlen Fremdenzimmer des Neuwirtshauses. Vom Hofe herauf tönte der Klang einer Drehorgel.

Ihr schrilles Spiel, das sich gar seltsam von dem brausenden Summen der festfrohen Stadt abhob, wechselte von einer Melodie in die andere hinüber. Plötzlich hob Mozart lauschend den Kopf. Etwas sehr Vertrautes war an sein Ohr gedrungen, etwas, das ihn sofort beglückte, wenn er im ersten Hinhorchen auch nicht gleich erkannte, was dieses Beglückende war. Da endlich erfaßte er: der Orgelmann da unten spielte Mozarts ureigene Melodien. Das waren ja Klänge aus seinem „Figaro“. O welches Gfück in dieser Stunde!

So hatte man in Prag wenigstens dieses Werk nicht vergessen! Mozart holte in einem plötzlichen Einfall den alten Mann aus dem Hofe herauf in die Gastkammer. Er hieß Hoffmann, und die Studenten nannten ihn um seines altmodischen Zopfes willen Copanek, das heißt Zöpfel. Mit Hoffmann-Zöpfel verbrachte Mozart diesen trüben Abend. Der Alte spielte auch die Harfe. Er verehrte den Meister wie einen Erzengel der Musik, spielte seine Melodien und erzählte, wie die Weisen aus dem „Figaro“, dem „Don Giovanni“ und aus der „Entführung aus dem Serail“ im Volke umgingen.

Konnte Mozart mehr verlangen? Das Volk hatte ihn begriffen — was verschlug's, wenn die gepuderten und perückentragenden Hofherren kühl über ihn hinweggegangen waren? In dieser Nacht schrieb der Meister, fiebernd in der Glut der heranströmenden Töne, weiter an der „Zauberflöte“. Unsterbliche Tonfolgen fließen aus dem unerschöpflichen Quell seines Herzens, Klänge aus dem ewigen Reich der Schönheit.

Am 17. September des Jahres 1791 war die kleine Gesellschaft wieder in Wien. Mozart schwankte zwischen Krankheit und Schaffen. Irgendein verzehrendes Feuer raste in seinem Innern. Kopfwahl und Erbrechen warfen ihn oft stundenlang auf das Lager. Konstanze war ratlos. Süßmayr und die Freunde, die ihn besuchten, machten bedenkliche Gesichter. Aber der schöpferische Geist Mozarts überwand wieder einmal die Schwäche des hinfälligen Leibes. Es konnte vorkommen, daß der Kranke plötzlich aus den Kissen hochfuhr, als hätte ein Ruf sein Ohr getroffen — als hätten Klänge, fremde, silberne, jenseitige Akkorde sein Herz berührt. Dann sprang er aus dem Bett, setzte sich an den Flügel und phantasierte. Die Feder kritzelte über die Partituren und füllte sie mit dem Gewimmel der Noten. Dann war alle Krankheit fortgeweht. Die Aufgabe hatte ihn gepackt, als stünde einer hinter ihm und triebe ihn voran. Was wußten die Menschen von diesem Dasein?

*

In wenigen Tagen vollendete Mozart Ouvertüre und Marsch der „Zauberflöte“. Zwei Tage nach der Fertigstellung fand in Schikaneders Theater an der Wieden die Uraufführung statt, und Mozart, der sich aus seiner Leibesschwäche aufge rafft hatte, dirigierte vom Klavier aus selbst das kleine Orchester.

Dieses Theater an der Wieden war klein und armselig. Die Bühne genügte eben den schlichtesten Anforderungen. Die Musik mußte den Traum schaffen. Durch das Ohr sollte die Beschwörung der Herzen erfolgen. Was galten da alle Unzulänglichkeiten der Ausstattung? Mozarts Schwägerin Hofer hatte die Hauptrolle übernommen. Direktor Schikaneder selbst spielte den Papageno, diese Sinnfigur des frischelebendigen, urwüchsigen Menschen. Mozart hatte die Partitur vor sich. Als der erste Akt zu Ende war, gab das über-

füllte Haus nur geringen Beifall. Mozart, überreizt und erschöpft von der Überfülle der Arbeit, stürzte aufs schmerzlichste betroffen hinter die Kulissen. „Schikaneder“, rief er, „alles ist zu Ende! Wenn das Volk diese Musik nicht mehr versteht —• wenn man diese Klänge nicht mehr begreift —• so weiß ich nicht, was ich noch schaffen soll! Gibt es kein Begreifen mehr zwischen diesen Wienern und mir? Etwas Besseres habe ich nie geschrieben, nie werde ich etwas Besseres zustande bringen. Nein, ich mag nicht weiterdirigieren!“

So furchtbar wie dieses Versagen hatte Mozart noch nichts erschüttert. Nicht nur sein Künstlerstolz bäumte sich auf, sein ganzes Inneres war von der Tiefe her aufgewühlt.

Schikaneder suchte den Aufgebrachten zu beruhigen: „Meister, ich beschwöre Euch! Was denket Ihr? Ich kenne die Wiener besser als Ihr. Die Ungeheuerlichkeit dieser Musik hat sie geschlagen, das Unerhörte hat sie gepackt. Noch hat man sich in dieses Neue nicht gefunden. Aus Erschütterung schweigen sie, nicht aus Ablehnung!“¹

„Nicht, nicht!“ wehrte Mozart ab. Aus seinen Augen brachen die Tränen. „Ich weiß es! Die Italiener sind schuld, meine alten Todfeinde am Hof! Dieser Salieri und sein Anhang, diese Tenöre, Heroinen, diese italienischen Musici. Sie wünschen keine deutsche Oper, sie fürchten für ihre Stellung, für den Vorrang ihrer dürftigen Flitteropern!“

Seit Jahren tobte dieser geheime Kampf zwischen den Anhängern der italienischen Oper und dem aufstrebenden neuen Wollen des deutschen Musikdramas. Hatte man nicht Vater Haydn aus Wien nach London vertrieben, und Gluck, dem letzten Hofoperdirigenten Wiens, samt seiner deutschen Oper „Orpheus und Eurydike“ den Weg verstellt! Waren nicht schon Mozarts Opern „Die Entführung aus dem Serail“ und „Figaro“ in Wien vom Spielplan abgesetzt worden, weil die Clique der Gegner mächtiger schien als das Neue, das da zum Durchbruch kam? Die Intriganten hatten es verstanden, die Musiker des Orchesters zu bestechen, daß sie falsch spielten, und die Sänger und Sängerinnen, daß sie zu den entscheidenden Auführungen unpäßlich wurden.

Wolfgang Amadeus war überzeugt, daß auch heute die Bosheit über ihn siegen werde. Das also war die Rache der Italiener!

„Aber Meister, sind Sie denn blind geworden?“ Schikaneder, der im bunten Harlekinkostüm des Vogelhändlers vor dem völlig

Fassungslosen stand, redete erneut auf Mozart ein. „Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, wie ergriffen das Publikum war? Sah ich doch mit eigenen Augen, wie den Menschen die Freudentränen aus den Augen quollen. Ist das Begeisterung oder nicht?“

So brachte Schikaneder den völlig Verstörten ans Pult zurück. Süßmayr, der ihm die Partitur umbjätterte, raunte ihm unausgesetzt aufmunternde Worte zu. Und siehe, von Akt zu Akt wurde sichtbarer, wie sehr Schikaneder seine Wiener kannte. Bei offener Szene begann nun der Beifall. Als die letzten Töne verklangen, da stürmten sie auf die Bühne und suchten ihn, den Meister.

Alles schrie nach dem Komponist. Aber Mozart war nirgends zu finden. Endlich fand ihn Schikaneder hinter den Kulissen in einer dunklen Ecke kauern und zerrte den Widerstrebenden an die Rampe. Man überschüttete ihn mit Zurufen. Mozart aber konnte sich nicht mehr fassen. Ohne ein Wort zog er sich zurück. Standhaft weigerte er sich, die Oper ein zweites Mal zu dirigieren.

Unter Schikaneders Leitung fanden allein im Oktober 1791 24 Aufführungen statt, bis man zuletzt Schikaneder für den Autor der Oper hielt. Seine Einnahmen waren hoch. Mozart aber mußte sich nach dem Bühnenbrauch jener Zeit mit einer einmaligen Zahlung zufrieden geben. Sie reichte bei weitem nicht hin, auch nur das Notdürftigste zu bestreiten. So vergrub sich der Meister mit den alten Sorgen in seine Kammer.

DIE TOTENMESSE

Der November des Jahres 1791 war in den ersten Tagen mild, und die Sonne zauberte noch einmal einen Hauch des dahingegangenen Sommers über Wien. Mozart, den seit einiger Zeit das Fieber geschüttelt hatte, lebte auf. Konstanze hatte einen Fiaker kommen lassen, um mit dem Genesenden in den Prater zu fahren. Ganz in der Nähe der künstlichen Teiche saßen sie auf einer Bank, und Wolfgang Amadeus schaute sinnend dem Fallen der Blätter zu. Er hatte in den verflossenen Tagen wieder am „Requiem“ gearbeitet, und die Schwere und Trauer dieses Stoffes hatte mehr und mehr von seiner Seele Besitz ergriffen. Seine Gedanken kreisten unablässig um die Gestalt des seltsamen Boten und um den Unbekannten, von dem der Auftrag kam. „Konstanze“, sagte er leise und blickte scheu um sich, „diese Erscheinung hat etwas zu bedeuten. Ein hagerer

und geheimnisvoller Mann tritt in mein Leben und gibt eine Totenmesse in Auftrag, ohne zu sagen, für wen sie sein soll. Ich glaube es jetzt ergründet zu haben. Man läßt mich meine eigene Totenmesse schreiben! Du wirst sehen, daß dies mein letztes Werk ist."

Die Ahnung kommenden Unheils ergriff von nun an immer stärker von ihm Besitz. Stundenlang starrte er vor sich hin, nur mit seinen Gedanken beschäftigt. Konstanze, der trübe Ahnungen fernlagen, schüttelte das hübsche Köpfchen und versuchte, dem Manne an ihrer Seite die Schwermut auszureden. Sie nannte ihm natürliche Erklärungen für seinen Zustand und meinte, das weichende Fieber müsse an allem schuld sein.

„Nein, nein“, erwiderte Mozart nur, „ich weiß es besser. Man hat mir Gift gegeben — die Italiener verfolgen mich mit ihrem Haß. Sie haben es fertiggebracht, meine Lebenskraft zu brechen.“ Und plötzlich begannen ihm die Tränen über die eingefallenen Wangen zu rinne, Tropfen um Tropfen sickerten sie herab. Schwankend erhob er sich. Es fröstelte ihn, und er verlangte nach Hause.

Konstanze half dem Verzagten in den langsam heranfahrenden Wagen.

Die folgenden Tage warfen den Meister neuerdings aufs Lager. Er überdachte den tragischen Ablauf seines Schicksals immer wieder von neuem: die harte, heimatlose Jugendzeit, die an Enttäuschungen und Niederlagen so reichen Jünglingsjahre und endlich das harte Ringen um das Alltägliche, seit er mit Sorge und Not die Freiheit erkaufte hatte. Jetzt aber, da ihm endlich ein Aufatmen vergönnt zu sein schien, da der ungarische Adel, die Holländer und sogar das ferne, reiche England ihm verlockend winkten, jetzt — griff unerbittlich jener Unheimliche nach ihm, der Mann im schwarzen Halbmantel mit dem knochigen Gesicht und den gespenstisch flackernden Augen. Was aber sollte aus seiner Familie werden? Einmal, als vor Jahren der Vater krank lag, hatte er diesem tröstend geschrieben: „Da der Tod der wahre Endzweck des Lebens ist, so habe ich mich mit diesem wahren und besten Freunde der Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild allein nichts Schreckliches mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes . . .“ Das aber waren die Gedanken eines Gesunden und Jungen, der einem alternden Manne Trost zusprach. Nun griff der Knochenmann nach ihm selber, nach seinem eigenen ängstlichen Herzen, das wie ein armer Vogel flatterte. Seine Ideen verwirrten sich manchmal. Er glaubte immer wieder, daß ihm das Gift der rachsüchtigen Italiener im Leibe

brenne. Dann wieder sah er schauernd die Gestalt im Halbmantel vor sich, als ein himmlisches Vorzeichen seiner Abberufung.

Die Lebensangst, Klage und tiefste Not seines Herzens wurden Mozart zu Tönen, und er schrieb sie in ergreifenden Klängen in das entstehende Requiem. Manchmal verdunkelte sich sein Blick hinter einem Vorhang von Tränen, wenn Konstanze ihm die Kinder, den sechsjährigen Karl und den kleinen Knaben im Steckkissen, ans Lager brachte. Er war so empfindsam geworden. Der Kanarienvogel, mit dem er oft um die Wette gesungen hatte, mußte aus dem Zimmer gebracht werden. Das Getriller des kleinen Sängers zerriß ihm schmerzhaft die Melodien, die ihn vom jenseitigen Ufer erreichten. Er ertrug es nicht mehr. Meist saß er aufrecht im Bett, einen Stoß Notenblätter vor sich. Mit fiebriger Hast schrieb er die Klänge nieder, die ihn drängend überfielen. „Du mußt folgsam sein, Amade“, bettelte Konstanze. Wie zu einem Kind mußte sie zu ihm sprechen: „Versprich mir augenblicklich, daß du das Notengekritzel nun sein läßt, bis du wieder gesund geworden bist.“ Und er, der brave Wolferl, der sein Leben lang gewohnt war, sich leiten zu lassen, gab sein Wort darauf. Von nun an hörte er sein Requiem, das kurz vor der Vollendung stand, nur mehr innerlich und mit geschlossenen Augen. Einmal sah er plötzlich nach der Uhr, die in der Kammer tickte. Sein Antlitz verklärte sich. „Konstanze“, sagte er leise, „jetzt beginnt Schikaneder mit dem ersten Akt der ‚Zauberflöte‘, und die Schwägerin Hofer singt die Arie ‚Dir, Königin der Nacht. . .‘“ Er summt still die Melodie vor sich hin. Plötzlich brach er ab, vergrub sein Gesicht in den Kissen. Schluchzen schüttelte ihn.

Am 4. Dezember besuchte ihn Kapellmeister Roser, der Schwager und Freund, der nun an seiner Stelle bei Schikaneder dirigierte. „Franzi“, flüsterte Mozart schwach, „könnte ich doch einmal noch meine ‚Zauberflöte‘ hören!“ Und er setzte mit brüchiger Stimme ein: „Der Vogelhändler bin ich ja ...“ Roser eilte zum Flügel und spielte. Mit weit offenen Augen lauschte der Meister. Sein Antlitz war ganz durchsichtig und schmal, nur die großen, reinen Augen brannten heller als je darin. Als Roser zu Ende war, flüsterte Mozart ihm zu: „Geh, Franzi, hol mir den Hofer, den Schack und den Gerl. Ich will meine Totenmesse halten!“ Roser wandte sich um und lief hinaus, daß der Kranke nicht seine Tränen sah. Gegen Abend kam er mit den Freunden wieder. Gleich nahm Mozart die Partitur des „Requiem“ in die Hand und verteilte die Stimmen. Schack sollte den Sopran haben, Schwager Hofer den Tenor und Gerl den Baß, während er selber den Alt singen wollte. Roser sollte am Klavier begleiten.

Die Freunde schoben dem Meister ein paar Kissen in den Rücken, damit er sich aufrichten konnte. Dann schlug er den Takt und bestimmte den Einsatz. Bei den ersten Takten des „Lacrimosa dies illa“ — „o du tränenreicher Tag“ — brach Mozart in lautes Weinen aus und vermochte nicht mehr fortzufahren.

Die Männer standen erschüttert um das Krankenbett. Konstanze bemühte sich um den Schluchzenden. Still verließen die Freunde das Krankenzimmer. Sie wußten, daß sie den großen Meister das letzte Mal lebend gesehen hatten. Der Arzt kam, er brachte seinen berühmten Kollegen Dr. Sallaba mit. Die Ärzte verhehlten nicht, daß kaum noch Hoffnung wäre.

Spät am Abend war noch einmal der getreue Süßmayr da. Konstanze winkte ihm zu gehen, aber Mozart hatte den Schüler schon erkannt. „Süßmayr“, sagte er, „Sie sehen, was mit mir geschieht. Dort liegt mein ‚Requiem‘, geben Sie es her!“ Und als er es in Händen hält: „Ich werde es nicht mehr vollenden. Sie müssen es für mich tun. Es ist meine Totenmesse. Hören Sie zu . . .“ Und dann erklärte er mit großer Sorgfalt dem aufmerksamen Süßmayr jede Stelle des noch unvollendeten Teiles. Immer wieder unterbrach er sich und fragte, ob der andere auch begriffen hätte. „Hier müssen die Pauken einsetzen, verstehen Sie? Ganz dumpf und wie eine Drohung aus den Abgründen . . . Sie sehen die Singstimmen, die ich schon eingetragen habe. Lassen Sie die Violinen das Thema hier aufnehmen und dort von den Bässen fortsetzen. An dieser Stelle sollen Posaunen erschallen, wie der Ruf über den Gräbern der Menschheit . . .“

So strichen die letzten Stunden des vierten Dezember dahin. Endlich winkte die Schwägerin Sophie, die Krankenwache hielt, dem Schüler, fortzugehen. Eine Weile lag Mozart erschöpft in den Kissen. Auf einmal kehrte sein Blick in diese Welt zurück. „Konstanze!“ rief er leise, „wenn ich tot bin, so laß dies unverzüglich den braven Abrechtsberger wissen, damit er sich um die Kapell-

meisterstelle bei St. Stephan bewerben kann, die man mir zugedacht hat. Kein anderer als er verdient die Anstellung. . ."

Süßmayr war draußen auf dem Vorplatz geblieben, jetzt kehrte er zurück und setzte sich bescheiden ans Fußende des Bettes, während die Frauen weinend daneben saßen. Langsam versank der Geist des Sterbenden. Gegen Mitternacht leuchtete noch einmal sein Auge auf. Wolfgang blies die Backen auf und versuchte eine Melodie, dumpf und schwer. „Die Pauken . . .“, flüsterte Süßmayr, „es ist wie ein Ruf von drüben ... Er denkt an sein Requiem!“ Dann breitete sich Friede auf dem verfallenen Antlitz aus. Als es ein Uhr schlug und der 5. Dezember des Jahres 1791 angebrochen war, ging Wolfgang Amadeus Mozart hinüber. „Wolfgang!“ rief Konstanze. Doch er gab keine Antwort mehr. Schweigen fiel über die Menschen im Zimmer. In diese Stille hinein, da Mozarts himmlischer Teil sich zur ewigen Heimat wandte, tönte ein dunkler, schwingender Ton, dem eine Menge wirrer, verklingender Akkorde nachfolgte. Im Flügel war eine Saite gerissen und hatte die anderen angeschlagen. Auch die Saite dieses Künstlerlebens, von Gott einst zur Erbauung der Menschheit gespannt, war zerrissen und in einem Strom von Harmonien emporgefahren. Mozart war tot.

VERSCHOLLEN UND DOCH UNTER UNS

Als anderntags die Freunde im Sterbehaus erschienen, um die erwartete Trauerkunde zu vernehmen, versicherte Baron van Swieten, ein einflußreicher und vermögender Hofmann, der die Kunst Mozarts sehr verehrte, er werde die Sorge für ein würdiges Begräbnis übernehmen. Da er aber fand, daß es einem Toten gleichgültig sein müsse, wie man ihn bette, überlegte er sich's im Laufe des Tages und löste sein gegebenes Wort auf billige Weise ein: Er stellte das Geld für ein Armenbegräbnis zur Verfügung. Den Rest besorgten die Freunde, meist Musiker und Schüler des Entschlafenen und ebenso arme Teufel wie er selber. Konstanze aber fühlte sich krank und legte sich nieder.

Am folgenden Tage, am 6. Dezember 1791, bewegte sich bei grau verhangenem Himmel ein kleiner Leichenzug gegen St. Stephan. Um drei Uhr am Nachmittag sollte dort in der Kreuzkapelle, neben der Capristanokanzel, die Totenmesse gehalten werden. Baron van



Da Mozarts Grab verschollen ist, gilt der Stephansdom zu Wien als die letzte Station auf dem Lebensweg des großen Meisters. Hier erklang anlässlich seiner eigenen Tatenmesse zum ersten Male Mozarts unsterbliches Requiem. In dieser Kirche fand 1782 auch Mozarts Trauung mit Konstanze Weber statt. Hier sollte er die Stelle des Domkapellmeisters übernehmen, aber der frühe Tod ließ den Darbenden nicht mehr zu dieser Lebenssicherung kommen

Swieten, der Hofkapellmeister Salieri, Mozarts erbittertster Gegner, die Musiker Deiner und Orsler sowie Kapellmeister Roser und der letzte Schüler Süßmayr waren das bescheidene Trauergefolge. Niemand von der Familie Weber, nicht einmal Schikaneder, hatte sich eingefunden. Er könne den Begräbnisgang nicht vertragen. Mozarts Augen leuchteten ihm überall entgegen, ließ er sagen. Die Freunde aber sangen in St. Stephan das Requiem, an dem der Meister bis zuletzt geschrieben und das Süßmayr in der Sterbenacht noch vollendet hatte. Hallend tönte der Orkan der Orgel durch das leere Domschiff. Dünn klangen die wenigen Stimmen. Draußen hatte sich ein Schneesturm erhoben, der das Dämmer der Farbenfenster des gotischen Domes noch mehr verdunkelte. Nur die Kerzen am Altar breiteten über diese Trauerstunde ein wenig warmes Licht. Wenn die Orgel schwieg oder im Piano die Töne versanken, setzte die urgewaltige Stimme der aufgerührten Elemente ein.

Von St. Stephan bewegte sich der kleine Zug durch die große Schulerstraße zum Gottesacker von St. Marx. Da das Unwetter immer grimmiger tobte und das Licht dieses Wintertages immer mehr dahinschwand, verlor sich einer nach dem andern aus dem Gefolge, drückte sich in einen bergenden Winkel oder ging nach Hause. Am Stubentor, kurz vor dem St. Marxer Friedhof, waren nur noch Roser und Süßmayr hinter dem Sarge. Der schwarze Kutscher trug eine Schneemütze auf seinem Schiffshut, die schwarz-behangenen und verummten Gäule stießen Dampfwolken aus den Nüstern. Da blickten sich Süßmayr und Roser an. „Nein, das hätte der gute Meister nie von ihnen verlangt!“ So kehrten auch sie in stillem Einverständnis um.

So stand keine Seele am Grabe Mozarts, als der Sarg zur Erde fuhr. Ein eiliger Totengräber verscharfte ihn in einem Armengrabe zusammen mit einem Dutzend vermögensloser Spitaler, Vagabunden und Habenichtse.

Weil aber Konstanze sich viele Jahre hindurch nicht um das Grab bekümmerte, dem Toten kein Kreuz und keinen Stein aufrichten ließ, ging das Wissen um Mozarts Grab auf immer verloren.

Erst im Jahre 1808, siebzehn Jahre nach des Meisters Tod, besuchte Frau Konstanze auf Drängen eines Musikfreundes den Friedhof von St. Marx.

Der Friedhofswärter wußte der Suchenden nur zu sagen, Mozarts Grab müsse vom Friedhofskreuz rechts in der dritten oder vierten

Reihe liegen. Da aber Massengräber nur sieben Jahre lang belassen wurden, war die Umgebung des Friedhofskreuzes mit lauter frischen Gräbern belegt.

Der Nachlaß des Verstorbenen betrug ohne die Schulden 592 Gulden und 2 Kreuzer. 60 Gulden ließ sich Herr Baron van Swieten für seine Auslagen beim Begräbnis zahlen. Den Rest samt dem Erlös für Hausrat, Bibliothek und Handschriften verschlangen die Schulden. Ein Gesuch an Kaiser Leopold bewahrte die Witwe Mozarts und ihre Kinder vor der ärgsten Not. Die Majestät hatte die Gnade, ihr ein Jahreseinkommen von 266 Gulden und 66 Kreuzern zu gewähren. Einige Zeit später heiratete Konstanze übrigens den dänischen Gesandtschaftssekretär Nikolaus von Niessen und geriet damit endgültig aus der Sphäre der bedrängten, armen Musikerswitwe. Für ihre Kinder sorgte sie.

Schon bald nach Mozarts Tod setzte das Raten um die seltsame Erscheinung des Unbekannten ein, der die Totenmesse des Meisters bestellt hatte. Der Aberglaube war eifrig am Werk, und es geisterte von Gespenstergeschichten in Wien.

Erst neun Jahre später, als Frau Konstanze in den Zeitungen nach dem Unbekannten forschen ließ, da sie die Besitzrechte ordnen wollte, klärte sich das Geheimnis um das Requiem auf die natürlichste Weise. Der hagere, seltsam düstere Mann, dessen knöchiges und steifes Äußere in Verbindung mit seinem Auftrag sehr wohl geeignet schien, einem empfindlichen und kranken Menschen Furcht einzujagen, hieß Leutgeb. Er war der Verwalter eines Grafen Walsegg zu Stuppach, der das Requiem für seine vor Jahresfrist verstorbene Gemahlin bestellt hatte. Der Graf liebte es, Kompositionen auf diese Weise zu erwerben und sie dann unter seinem Namen aufführen zu lassen. Daher dieses Geheimtun.

Als im Winter nach Mozarts Tode ein Musiker aus Bonn namens Ludwig van Beethoven nach Wien reiste, um dort den Unterricht des alten Haydn zu genießen, machte er zu allererst Bekanntschaft mit dem Werke Mozarts. Er, der naturgewaltige Titan, der wahre Gegenpol des engelhaft heiteren Mozart, faßte sein Urteil über Mozart in einem Wort über des Toten letztes vollendetes Werk zusammen: „Mozarts größte Tat war die ‚Zauberflöte‘, denn hier erst zeigt er sich ganz als der deutsche Meister.“ Dieses Werk aber war aus tiefster menschlicher Not, aus allen Abgründen, die zwischen

Leben und Tod, zwischen Erfolg und Versagen, zwischen Jubel und Enttäuschung, Leid und Freude sich auf tun können, emporgestiegen. Diese reinste und klarste aller musikalischen Schöpfungen war im Schattenbereich des nahen Todes zugleich mit der Totenmesse eines Sterbenden entstanden, bezeugend, wie eng dem Tode das Unsterbliche verschwistert ist.

Das Bild auf der zweiten Umschlagseite:

diesem Hause in Salzburg' wurde Wolfgang Amadeus Mozart
27. Januar 1756 geboren. Das Bild zeichnete Adolf Menzel.

Umschlaggestaltung: Karlheinz Dobsky

Lux - Lesebogen 12 (Musik) - Heftpreis 25 Pf

Natur- und kulturkundliche Hefte - Bestellungen (vierteljährl. 6 Hefte DM 1,50)
durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt - Verlag Sebastian Lux, Murnau
(Oberb.), Seidlpark - Druck: Greven & Bechtold, Köln - Printed in Germany

IN JEDES HAUS GEHÖRT DIESES WERK

das ist das überzeugende Urteil von Presse und Rundfunk über die große, spannend geschriebene Weltgeschichte „Bild der Jahrhunderte“ des Münchner Historikers Otto Zierer, Von ungeheurer Dramatik sind die Bände dieses neuartigen, erregenden Geschichtswerkes erfüllt. Hier sind nicht, wie in Lehrbüchern alter Art, die historischen Ereignisse mit trockener Sachlichkeit aneinandergereiht: die Vergangenheit wird vor dem Auge des Lesers in kulturgeschichtlichen Bildern zu neuem Leben erweckt. Menschen wie Du und ich schreiten über die wechselnde Bühne der Geschichte und lassen den Ablauf der Jahrhunderte, das Schauspiel vom Schicksal der Menschheit, ergriffen miterleben. Zierers „Bild der Jahrhunderte“ ist ein Werk für die Menschen unserer Zeit, für die Erwachsenen wie für die Jugend.

DER KAUF LEICHT GEMACHT...

„Schüler, deren Eltern das Bild der Jahrhunderte zu Hause haben, sind die besten Geschichtskenner in meinen Klassen“, schreibt ein bekannter Erzieher. Der Verlag hat die Beschaffung der Bücherreihe leicht gemacht. Um jeder Familie den Kauf dieses prächtig ausgestatteten Standardwerkes zu ermöglichen, werden günstige Zahlungserleichterungen eingeräumt. Das „Bild der Jahrhunderte“ kann auf Wunsch bei sofortiger Lieferung ohne Anzahlung gegen folgende Monatsraten erworben werden: DM 9,90 für die Rotleinen-Ausgabe, DM 13,75 für die Lux-Luxus-Ausgabe. Das Werk besteht aus zwanzig Doppelbänden, dem Band 41/44 und dem Historischen Lexikon; es umfaßt rund 8000 Seiten. 189 ausgewählte Kunstdrucktafeln, 500 Lexikonbilder und 124 historische Karten ergänzen den Text. Jeder Band enthält Anmerkungen, ausführliche Begriffserklärungen und Zeittafeln.

SCHREIBEN SIE UNS NOCH HEUTE

oder wenden Sie sich an Ihre Buchhandlung! Sie erhalten sofort kostenlos einen ausführlichen Prospekt mit den genauen Bezugsbedingungen und Besprechungen der einzelnen Bände.

VERLAG SEBASTIAN LUX

MURNAU • MÜNCHEN • INNSBRUCK • ÖLTEN (SCHWEIZ)

Beim Lesen von Zierers abendländischer Geschichte öffneten sich immer wieder Ausblicke in die Räume jenseits der weitgezogenen Grenzen des Abendlandes und ließen die Ausstrahlungen der abendländischen Welt auf die Reiche des Orients, Asiens, Afrikas und Amerikas sichtbar werden. Diesen außereuropäischen Großräumen ist

eine neue Buchreihe von Otto Zierer

gewidmet, die die Geschichte und Kultur der gelben Rasse, des Islams, Indiens, Afrikas, Ostasiens und des amerikanischen Kontinents farbig und anschaulich schildert.

Als erstes abgeschlossenes Werk erscheint die

Geschichte Indiens und des Islams

1. Band „Völker aus Steppen und Wüsten“
(2500 vor Chr. bis 700 nach Chr.)
2. Band „Kaiser und Kalifen“ (700 bis 1500)
3. Band „Die goldenen Tempel“ (1500 bis 1760)
4. Band „Gouverneure und Rebellen“
(von 1760 bis zur Gegenwart)

Jeder Band enthält Kunstdrucktafeln, historische Karten und im Anhang Anmerkungen, ausführliche Begriffserklärungen, Zeittafeln, Quellen- und Literaturnachweise.

Die Buchreihe entspricht im Format und Umfang den Bänden der abendländischen Serie „Bild der Jahrhunderte“, ist aber in der Einbandfarbe und in der Umschlaggestaltung deutlich abgehoben.

Jeder Band in Ganzleinen 9,— DM,
in Lux-Luxuseinband 10,50 DM.

Prospekte in jeder Buchhandlung und beim Verlag.

VERLAG SEBASTIAN LUX
MURNAU • MÜNCHEN • INNSBRUCK • ÖLTEN